

Überleben im Lager

Etwa eine Million Rohingya wurden im letzten Jahr aus Myanmar ins Nachbarland Bangladesch vertrieben. Unser Mitarbeiter Steffen Windschall konnte jetzt ein Lager besuchen und berichtet von einer beispiellosen menschlichen Tragödie.

Eine holprige Piste nach Kutupalong zweigt von der palmengesäumten Staatsstraße Z1098 ab, die eine Schneise zwischen den Strand des Golfs von Bengalen und das satte Grün des Himchari-Nationalparks schlägt. Der Weg führt nach Osten, in der Ferne ragen die burmesischen Gebirgsketten empor. Militär allerorten: Checkpoints, Stacheldraht, LKW-Konvois. Die Grenze zu Myanmar ist nah, das Verhältnis beider Staaten am Tiefpunkt.

Eine neue Welle der Gewalt

Im August letzten Jahres sah es so aus, als wolle der Treck an Menschen, die sich mit nichts als dem nackten Leben über die grüne Grenze ins Nachbarland gerettet hatten, nicht abreißen. Hunderttausende bevölkerten die Straßen, zerlumpt, erschöpft; Männer und Frauen mit Schuss- und Stichwunden, orientierungslose Alte, wehklagende Frauen, Kinder auf der verzweifelten Suche nach ihren Eltern und Geschwistern. Die Menschen gehören zum Volk der Rohingya, einer muslimischen Volksgruppe, die seit Jahrhunderten im burmesisch-bengalischen Grenzgebiet siedelt und in den vergangenen 70 Jahren immer wieder Opfer der entfesselten Armee Myanmars wurde. Nach den Pogromen von 1978 und 1991, in deren Folge eine halbe Million Rohingya vertrieben wurden, erreichte die Verfolgung im August 2017 einen traurigen Höhepunkt: Etwa 800.000 Rohingya entkamen nur knapp einer Welle von Brandschatzung, Mord, Vergewaltigung.

Millionenstadt aus Bambus und Plastik

Francis Dores bittet, keine Fragen zu stellen zu dem, was war: Gewalt, Entwurzelung und Verluste haben die Menschen traumatisiert. Der junge Jesuitenpater – einer von insgesamt 13 in Bangladesch – führt uns zusammen mit Mitarbeitern der örtlichen Caritas und Pater Stan Fernandes, Leiter des Jesuiten-Flüchtlingsdienstes (JRS) Süd-Asien, durch Camp 4: Elendshütten, gefertigt aus nichts als Bambus und Plastikplanen, durchziehen die hügelige Landschaft bis zum Horizont. Knapp eine Million Menschen haben sich hier binnen eineinhalb Jahren neben einem Dorf angesiedelt.



Kinder der Rohingya-Familien im Camp 4: Ihr fröhliches Lachen lässt die Traumata der Flucht nicht ahnen.

Fließendes Wasser? Fehlanzeige. Dafür regenmatschige, improvisierte Wege, teils so steil, dass nicht klar ist, wie sie dem Monsun standhalten konnten.



Hütten aus Bambus und Plastikplanen soweit das Auge reicht – am Horizont die Berge Myanmars.

In den Familien herrscht Schweigen

Auf einem der Hügel: eine kleine weiße Fahne mit dem Logo der örtlichen Caritas. Daneben drei Bambushütten, bedeckt mit Planen des UN-Flüchtlingshilfswerks UNHCR. „Die Regierung erlaubt keine festen Häuser“, erklärt Francis. Geht es nach den bengalischen Behörden, sollen die Rohingya so schnell wie möglich wieder zurück über die Grenze wandern. Daher dürfen zwei der Hütten auch nicht „Schule“ heißen: Jeweils zwanzig Kinder, eine Jungen- und eine Mädchengruppe zwischen 12 und 16 Jahren, sitzen mit ihren bengalischen Lehrerinnen auf Kunststoffteppichen in zwei „Child Friendly Spaces“ (CFS) – Kinderschutzzonen. Bei den Jungs ist eine Diskussion im Gang: Murshed (16) und Dilmahad (15) erörtern vor ihren Kameraden die Notwendigkeit sauberen Wassers: „Wir müssen den anderen sagen, dass sie nicht in den Regenwassergruben baden dürfen“, sagt Murshed. Dilmahad nickt und berichtet von Nach-

barn, die sich im Brackwasser schlimme Infektionen zugezogen haben. Chamelee, eine der jungen Mitarbeiterinnen im Team der Caritas und ausgebildete Grundschullehrerin, erklärt: „Diese Art von angeleiteten Diskussionen in der Gruppe ist sehr wichtig für die Kinder.“ Nicht nur, weil essenzielle Themen erörtert werden, sondern allein, um soziales Gefüge zu schaffen: „Die Kommunikation hilft den Kindern, die Gewalterfahrungen zu vergessen. In den Familien wird oft den ganzen Tag geschwiegen.“

Kein Platz in Bangladesch

Obschon sie offiziell keine Schulen sein dürfen, wird in den CFS aber nicht nur diskutiert, gespielt und gezeichnet, sondern auch gelernt: neben Englisch hauptsächlich burmesisch, nicht aber bengalisch, das für die Rohingya mit ihrem eigenen, nicht verschriftlichten Dialekt ebenso eine Fremdsprache ist. „Auch diese Regelung hat die Regierung aufgesetzt, um eine mög-

lichst schnelle Rückführung nach Myanmar zu ermöglichen“, erläutert Francis: „Die Rohingya sollen nicht in Bangladesch bleiben.“ Klar also, dass die Regierung des aufstrebenden, aber immer noch bettelarmen und extrem dicht besiedelten Landes, kein Geld für die Rohingya ausgeben will. „Sie wollen jetzt ein Kontingent von 100.000 auf eine unbewohnte, sumpfige Insel 30 Kilometer vor der Küste verfrachten, die das Militär mit Hütten ausstattet“, berichtet Stan Fernandes. Um die Infrastruktur in den bestehenden Lagern aber kümmern sich ausschließlich nichtstaatliche Hilfsorganisationen.

Beispielhafte Süd-Süd-Kooperation

Hier setzen auch die Gemeinschaftsprojekte des JRS und der Caritas an: Neben der Versorgung mit lebensnotwendigen Gegenständen wie Gaskartuschen und einem Aufforstungsprojekt sind Kinderschutz zonen und Projekte für Frauen unter dem Stichwort MHPSS (Mental Health Psycho-Social Support) wichtigste Elemente. Derzeit werden in insgesamt sechs CFS gut 1.800 Kinder in verschiedenen Gruppen jeweils zwei Mal wöchentlich für zwei Stunden betreut, fünf weitere CFS sind in Planung. Um die etwa 40 bengalischen Caritas-Mitarbeiter auf ihre Aufgaben vorzubereiten und dabei zu begleiten, setzen die Verantwortlichen um Stan Fernandes und Caritas-Leiter Francis Atul Sarker auf eine beispielhafte Süd-Süd-Kooperation: Godfrey Ogena, Projekt-Direktor des JRS Ostafrika, leitet die Trainingseinheiten der Caritas in der Küstenstadt Cox's Bazar.

Sinnstiftende Aufgaben

Das Team ist nicht nur sehr jung, multireligiös, hochmotiviert und in der Mehrzahl weiblich, sondern erweckt den Eindruck einer echten Familie: In kleinen Gruppen



Godfrey Ogena, Projektdirektor des JRS Ostafrika, leitet einen Workshop für das bengalische Caritas-Team.

erörtern sie mit Godfrey beim „Follow Up“ im Oktober Themen wie Kinder- und Frauenrechte, Interventionsstrategien gegen häusliche Gewalt und die allgemeine Perspektivlosigkeit der Rohingya, von denen die meisten zum Nichtstun verdammt sind. Sinnstiftend sind für einige kleine Jobs im Lager: etwa für die 40-jährige Nurbahar, die den bengalischen Lehrerinnen in den CFS als „Care Giver“ zur Seite steht: „Kurz nachdem ich angefangen habe, ist mein Mann zu mir zurückgekehrt“, berichtet sie. Ein Trend zur Vielehe und kaputte Familienstrukturen belasten das soziale Gefüge in den Camps stark, sagt Francis. Ein weiteres Beispiel für Hoffnung im Elend ist Nazir Amad. Der Vater von sechs Kindern hat vor Kurzem einen Job als Nachtwächter angetreten und berichtet stolz vom persönlichen Fortschritt: „Ich helfe, das Leben im Lager sicherer zu machen“, sagt er. Zwangsprostitution und Kriminalität sind ein Thema in der Millionen-Siedlung ohne jede staatliche Struktur. Das Sagen haben Imame und die Majhis, eine Art Anführer, die von der konservativ-islamischen Community in undurchsichtigen Verfahren eingesetzt wer-



Kinderbetreuung im Child Friendly Space (CFS). JRS-Regionaldirektor P. Stan Fernandes SJ. Lehrerin Chamelee, eine Hindu, mit ihren muslimischen Schützlingen. Nachtwächter Nazir Amad mit seiner Familie. Solarlaterne für Licht und Schutz.



Kinderzeichnungen als Spiegel der Seele: Die fünfjährige Rajia malt ein Haus mit Dach, Türen und Fenstern.

den. Erst nachdem JRS und Caritas Gaskartuschen ausgegeben haben, wurde das Problem der Kinderarbeit – Brennholzsammeln – zurückgedrängt, und die Kleinen haben die Möglichkeit, in den CFS Kinder zu sein.

Sicherheit durch Sonnenkraft

Um die Camps vor allem für die Frauen und Kinder sicherer zu machen, haben JRS und Caritas ein weiteres buchstäbliches Leuchtturmprojekt durchgesetzt: 300 Solarlaterne an den Wegesrändern, vor Brunnen und Toiletten. Es ist „friedlicher“ geworden, „sicherer“, sagen die Teilnehmerinnen eines der Frauenprojekte unisono. Und allein, dass sie in der Runde zusammenkommen, ist ein Riesenfortschritt, betont Stan Fernandes, würden sie der Tradition gemäß sonst niemals die eigene Hütte verlassen. Erst als die Männer erkannt haben, dass ihre Frauen in den Gruppen so viel Nützliches für die Familien erarbeiten, gaben auch die Majhis den Projekten ihren Segen.

Kinderbilder der Hoffnung

In der CFS-Gruppe der Kleinsten, der Vier- bis Sechsjährigen, ist die Hoffnung auf eine bessere Zukunft am spürbarsten: Rajia sitzt vor einem Blatt Papier, darauf hat sie ein Haus gezeichnet, keine Hütte aus Plastik und Bambus, sondern ein richtiges Haus mit Dach, Tür und Fenstern. „Die Zeichnungen sind ein Spiegel der Seele der Kinder“, sagt Collins, ein junger bengalischer Katholik, der nach seinem Wirtschaftsstudium Teil des Caritas-Teams wurde. Während die Kinder in den ersten Monaten Darstellungen von Waffen, Tod und Gewalt zu Papier brachten und so Erlebnisse verarbeiteten, haben sich die Motive mit der Zeit stark verändert: Blumen, bunte Muster – oder eben ein wunderschönes Haus. Vielleicht wird Rajia selbst niemals in so einem Haus leben, aber sie weiß, dass es ein Leben jenseits von Flucht und Vertreibung gibt.

Steffen Windschall